

NOTIZEN VON EINER REISE NACH VIETNAM

Renate von Gizycki

Ich war im Oktober 1979 in Hanoi und Ho-Chi-Minh-Stadt, wie Saigon heute heißt.

Als ich 1977 meinen Einreiseantrag stellte, wollte ich über den Wiederaufbau des zerstörten Landes berichten. Ich wollte wissen, was aus den Zukunftsvorstellungen vietnamesischer Studenten geworden war, die ich 1968 befragt hatte¹. Als ich dann 1979, im Oktober, endlich mein Visum in Bangkok erhielt, hatten sich die Lage und das Bild Vietnams durch Massenflucht und neue Kriege dramatisch verändert.

Ich bin von daher mit sehr zwiespältigen Gefühlen ins Land gereist und möchte im gegenwärtigen Streit der Meinungen (vor allem innerhalb der ehemaligen Antikriegsbewegung, der ich mich zurechne) vorab auch in aller Deutlichkeit sagen: meine Sympathie galt und gilt dem Volk von Vietnam, nicht dem Regime. Ich war mir darüber im klaren, daß ich auf dieser Reise unter sehr eingeschränkten Bedingungen unterwegs sein würde. Ich war zwar nicht Gast der Regierung oder Mitglied einer Delegation, aber vermittelt durch ein offizielles Programm, auf das ich nur begrenzt Einfluß hatte. Nur in diesem Rahmen habe ich meine Beobachtungen machen können. Als Ethnologin wollte ich ursprünglich auch die Bergvölker im Grenzgebiet zu China besuchen; ihre Probleme waren jedoch durch die Kriegsergebnisse, Spionagefurcht und Propaganda zum heißen Eisen geworden. Doch selbst die fast lückenlose Überwachung durch männliche Kader bei offiziellen Begegnungen hat die freundliche und offene, manchmal sogar herzliche, Atmosphäre vieler Gespräche mit Frauen (Schriftstellerinnen, Lehrerinnen, Kindergärtnerinnen) nicht gänzlich eindämmen können, für deren Situation ich mich besonders interessiert habe.

Den folgenden Notizen und Auszügen aus meinem Tagebuch, die etwas von der unmittelbaren Betroffenheit und Erfahrung während dieser Reise widerspiegeln, möchte ich einige Haupteindrücke voranstellen, die zu deren Verständnis beitragen mögen.

Vietnam ist ein armes, aufgeräumtes Land voller Wunden und Verletzungen. Es ist, auf paradoxe Weise, ein friedliches Land, wenn man es von Hanoi aus betrachtet. Auf der Fahrt durch das Delta des Roten Flusses begegnet man freundlichen Menschen, die behutsam und fleißig umzugehen verstehen mit den begrenzten Ressourcen ihrer Welt und der Natur ringsum. Wenn Bescheidenheit eine Tugend ist, oder Disziplin, dann sind die Vietnamesen ein Vorbild darin. Aber in diesem schönen Land herrscht seit dreißig Jahren Krieg, und die Folgen sind nicht nur materieller Art. "Wir sind ein rückständiges Bauernvolk" - entschuldigt ein Kader in meiner Begleitung immer wieder das Nicht-Funktionieren vieler Dinge im Alltag. Doch darin unterscheidet sich Vietnam kaum von anderen Ländern der Dritten Welt. Was ich dagegen beunruhigend finde, das ist ein zunehmendes Festungsdenken, eine geistige Enge in der Orientierung, eine Realitätsferne in der Politik. Die Befreiung von kolonialer und imperialistischer Fremdherrschaft hatte Kräfte mobilisiert und Einfallsreichtum gebraucht. Nun sieht es so aus - und ich finde das keineswegs unverständlich - als wollten sich die Kämpfer auf ihren Lorbeeren ausruhen, als betrachteten sie "Liebe und Bewunderung" für das "heroische vietnamesische Volk" als einen Besitz, als Anspruch an die Welt. Kritik an den Verhältnissen wird dabei als Verirrung oder Feindseligkeit eingestuft und verdrängt, - oder aber ungerührt im eigenen Land ausgeschaltet, zum Teil mit den gleichen brutalen Methoden, die man im Namen von "Unabhängigkeit und Freiheit" bekämpfte. Die kriegerischen Konflikte mit den Nachbarn China und Kampuchea sind keine einseitig verschuldete Tragödie. Die einstmals vorbildliche Minderheitenpolitik der autonomen Zonen ist längst durch eine rigorose Siedlungs- und Integrationspolitik abgelöst worden. Eine Militärbürokratie ist an die Stelle einer weitgehend dorfdemokratisch funktionierenden Gesellschaftsordnung getreten. Es stellt sich die Frage, was aus dem eigenen Weg Vietnams zum Sozialismus wird, wenn erst einmal die alte, weltläufige Führung durch die neue Kadergeneration sowjetischer Prägung ersetzt sein wird. Die Wiedervereinigung des Landes ist zwar erreicht, aber - so mein Eindruck nach dem Besuch Saigons - um den Preis der Gleichheit im Norden.

Nach über dreißig Jahren Krieg und den Naturkatastrophen der letzten Jahre sind die wirtschaftliche Notlage Vietnams und der technologische Rückstand allein, aus eigener Kraft, kaum mehr zu bewältigen. Die Verantwortung dafür müssen wir vor allem auch im Westen suchen. Wäre der Prozeß der Entkolonialisierung nach dem zweiten Weltkrieg ohne die Intervention Frankreichs und der USA ebenso friedlich erfolgt, wie zum Beispiel in den meisten pazifischen Inselstaaten, die ich vorher besucht hatte, Vietnam mit seinen fleißigen Menschen wäre wohl heute ein wirtschaftlich blühendes und politisch wirklich unabhängiges Land. Die Isolierung Vietnams durch den Westen, auch durch die Bundesrepublik, scheint mir von daher gesehen ein fragwürdiger Beitrag zum Frieden in Südostasien zu sein und außerdem die Menschen zu vergessen, die im Lande leben.

Ich plädiere daher für eine Politik ähnlich der gegenüber der DDR und unterstütze den Appell von Terres des Hommes: "Die beste Maßnahme gegen den Flüchtlingsstrom aus Vietnam ist Hilfe für die Menschen in Vietnam!"

14. Oktober 1979 - Sonntagmorgen in Hanoi

Ich wollte, obwohl ich keine Katholikin bin, heute früh zur Messe gehen. Bei der Programmberatung gestern hatten meine Begleiter diesen Vorschlag gemacht, wohl um mir das Gefühl zu geben, daß ich hier alles sehen könne, und sie zeigten mir bei der ersten Rundfahrt durch die Stadt die Kathedrale. Ich danke höflich für ihr Angebot, mich am nächsten Tag dorthin zu fahren, und machte mich gegen sechs Uhr selbst auf den Weg: Die Stadt ist schon voller Leben, und der Morgen unterscheidet sich kaum vom Abend vorher. Vor dem Gästehaus spielt ein junges Paar Federball. Ein junger Mann fährt seine alte Mutter in einer Art Rikscha vorbei. Onkel Ho grüßt vom Dach der Nationalbank. Die Sonne steht wie eine Orange im Morgendunst. Die unermüdlichen Radfahrer sind unterwegs. Frauen mit großen, flachen Körben, gefüllt mit spinatähnlichem Gemüse und Zwiebeln überqueren laufend die Straße. Am See zwei Männer beim Schattenboxen, elegante tänzerische Bewegungen. Einer von ihnen hat in jeder Hand eine Art Holzsword. Ein Soldat sitzt - noch immer oder schon wieder? - mit seinem Mädchen auf einer Parkbank, das gemeinsame Fahrrad, wie bei uns das Auto, vor sich geparkt . . . Die Menschen schauen mich neugierig freundlich an oder registrieren mich nicht, sind, gleichmütig, mit sich selber beschäftigt. Das ist vielleicht der erstaunlichste Unterschied zwischen ihnen, Neugierde, Staunen, Fragen - oder: sich in sich verschließen, - Gleichgültigkeit oder Gleichmut? Unerschütterlichkeit? - schwer zu sagen. Die erste Haltung ist unmittelbar verständlich; die letzte wird es eher, wenn man sich vergegenwärtigt, was diese Menschen hier in so vielen Jahren Krieg erlitten haben mögen! Mädchen in frischgewaschenen Blusen gehen Hand in Hand an mir vorbei, lächeln mich an, schauen mir nach. Ich gehe am See entlang, vorbei am grünen Strandpavillon, in dem eine zierliche Frau, auf einem Stuhl stehend, den Ventilator putzt. Die Kirche kommt nicht in Sicht. Als ich Chorsingen zu hören meine, entdecke ich Radiomusik, die aus einem Fenster schallt; wohl eher ein Aufbau lied! Überhaupt ist der "Aufbau des Sozialismus", wie es scheint, an die Stelle der Kirchen hier getreten, und die Helden auf den farbigen Plakatwänden haben wie die Heiligen rosige Gesichter und Rundaugen (Sind es Vietnamesen?). Sonst gibt es nicht viel Farbe. Die Sonntagsblusen einiger Radfahrerinnen fallen mir auf; ich erkenne die Stoffe wieder, die ich in dem großen Regierungskaufhaus gesehen habe, und die für hiesige Begriffe teuer sind. Ein paar blaurote Seerosen leuchten im Frühlicht zwischen saftig grünen tellerartigen Blättern. Knallbunt

gefärbte Fäden hängen herausfordernd in einem kleinen Laden im Straßenge-wirr rund um den See. Die vielen Händler und Händlerinnen vom Vorabend sind ebenfalls wieder da und verkaufen einzeln ihre Zigaretten oder Früchte; Nähutensilien sind auf flachen Reisschütten ausgebreitet; Sonnenbrillen in Ost-blockqualität; imposante Tropenhelme, die aber nicht sehr stabil aussehen; baguetteartige Brote; Gemüse, Bananen Die Lust am Handeln scheint nicht totzukriegen zu sein, selbst ohne nennenswerte materielle Grundlagen. Im übrigen ist die Armut hier oft beschrieben worden und doch kaum vorstell-bar: die uralten Straßenbahnen und Busse, die zweirädrigen Ochsenkarren, mit denen Kohlegrus oder Steine transportiert werden, die schweren Lasten, die an einer Tragegestange von barfußlaufenden Menschen geschultert werden, sind auch mitten in der Stadt ein alltäglicher Anblick . . . (So als hätte man bei uns die Zeit zwischen Krieg und Währungsreform auf dreißig Jahre ver-längert und als Lebensstil etabliert!). Einfachheit, Bescheidenheit, Armut - auf alle gerecht verteilt: so kommt mir das Leben in Vietnam heute vor.

17. Oktober 1979 - Theater in Hanoi

Eine aufregende Erfahrung: im vollbesetzten alten Theater aus der französi-schen Kolonialzeit spielt nun ein Heroenstück der Befreiungskriege, das am Anfang im degenerierten Saigon angesiedelt ist. Dadurch kann es gewisse Zu-geständnisse machen an das Unterhaltungsbedürfnis der Zuschauer, an westli-chen Lebensstil, in Kleidung und Bühnenbild, vor allem aber mit einer tollen Rockmusik im Zwischenakt, die offenkundig gut ankommt (und die hier an die-sem Ort auch auf mich plötzlich erfrischend wirkt!)

Auf der Bühne erscheinen zwei Damen, zierlich und elegant und in immer neuen Ao Dais; zwei aufgeputzte Zuhälter kommen dazu, reden, rauchen, trin-ken. So war es in Saigon 1975, besagt dieser Rückblick. Im Kontrast zu diesen verderbten bürgerlichen Gestalten sieht man dann zwei frisch und gesund wir-kende junge Soldaten aus dem Norden. Es ist nur noch eine Frage der Zeit, bis der Spuk beendet sein wird . . . !

Meine Nachbarn, oben im zweiten Rang, müssen sehr einverstanden sein; ge-bannt schauen sie zu, nicken mit dem Kopf; rechts von mir ein junger Mann mit Brille und langem Nagel am linken kleinen Finger (wie ein Mandarin!) gibt mir einige Stichworte zum Verständnis. Zu meiner Linken sitzt ein junger Soldat mit glänzenden Augen

Draußen auf dem Theaterplatz, im Halbdunkel der Laternen, parken die Räder zu Hunderten; ebenso wie die Betonröhren, die man wohl erst vor kurzem ab-

geladen hat, um sie jederzeit als bewährte Einmannbunker wieder in Betrieb nehmen zu können, erinnern sie mich: ich bin in Hanoi ...

Eigentlich hatte ich das berühmte Theater nur besichtigen wollen, durfte aber selbst den Vorraum nicht ohne gültige Karte betreten. Lange Schlangen an der Kasse und am Eingang; schließlich verhilft man mir zu einem Ticket für 0.40 Dong. Als ich die Geschichte am nächsten Morgen dem Dolmetscher erzähle, traut der seinen Ohren kaum: Ich hätte eine Karte bekommen?! Das gebe es doch nicht! Und allein?! Er habe sich seit Jahr und Tag vergeblich bemüht! (Aber ich kann ihm die reguläre Einlaßkarte zeigen ...!)

Im Alltag, auf einem Abendspaziergang in Hanoi, rund um den kleinen See Hoan Kiem, kann man vergessen, daß sich Vietnam im Grunde noch immer im Krieg befindet, so idyllisch wirkt alles, trotz der großen Armut. Nur die Fotoausstellungen über "25 Jahre Unabhängigkeit (1954-1979)" oder die "chinesische Aggression" - mit Bildern, die immer wieder westliche Politiker, zum Beispiel Nixon, mit Hua Guofeng oder Dengxiao Ping, ja selbst den alten Mao zeigen - erinnern an die politische Realität. Solche Ausstellungen werden übrigens von allen Altersgruppen besucht und aufmerksam studiert: der Greis mit dem Enkelkind an der Hand, die alte Frau mit dem Baby auf dem Arm und im Sonntagsstaat; vor allem aber sind es ernste junge Männer - die Helden von morgen?! Die Räume sind selten leer. Da es wenig Unterhaltungsangebote gibt, befriedigen diese Ausstellungen in Hanoi sicher auch den Bild- und Bildungshunger, das Bedürfnis nach Information und Abwechslung, das bei uns durch das Fernsehen gestillt wird.

Aber auch die Buchgeschäfte, die als einzige ein großes, wenn auch inhaltlich einseitig parteiliches Angebot machen, sind gut besucht. Einige Schallplatten mit Volksmusik und klassischen, meist russischen Konzerten oder Opernstücken, ein paar farbige Kinderbücher beleben die belehrende Buchlandschaft; sie kosten jedoch zu viel für den durchschnittlichen Verdienner. Immerhin gibt es viele Publikationen über Geschichte und Kultur Vietnams, die Politik der Partei auch in englischer und französischer Sprache; ganz zu schweigen von dem üppigen Buchangebot aus der Sowjetunion, das breite Tische einnimmt.

18. Oktober 1979 - Hanoi: Nationale Minderheiten

Das Zusammentreffen mit Vertretern der nationalen Minderheiten in Vietnam steht unter einem traurigen Stern, schon von den äußeren Umständen her. Wir müssen uns hier im Hotel Hoa Binh verabreden, denn die beiden Herren, die mich im Auftrag der Partei über die Situation der Nationalitäten im heutigen Vietnam informieren sollen, verfügen offenbar nicht über ein eigenes Haus, in

dem sie mich empfangen können. Wir sitzen uns kurz nach 2 Uhr in einem öden, bläulich getünchten Nebenraum des Hotels an einem langen weißgedeckten Tisch gegenüber, während draußen mit dröhnendem Gehupe Lastwagen und Regierungsautos sich ihren Weg durch die nie abreißenden Ströme der Radfahrerbahnen. Ich habe, was mir bisher noch nie passiert ist, vergessen, mir die Namen der beiden Vertreter aufzuschreiben. Doch was sie zu sagen haben, trägt ohnehin so sehr den Stempel der Partei, daß es genügt, sie als deren Repräsentanten zu verstehen. Sie arbeiten für das Nationalitätenkomitee und haben, wie es scheint, keinerlei Probleme mit ihrer Aufgabe, "die verschiedenen Nationalitäten auf der Basis der Gleichberechtigung zu einen, damit die nationale Unabhängigkeit zu schützen und das Wohl und Glück für das gesamte Volk zu sichern". Diese Politik werde seit nunmehr 50 Jahren folgerichtig durchgeführt. Unter der direkten Führung der Regierung, nicht irgendeinem Ministerium untergeordnet, beraten und kooperieren sie mit ihr in kulturellen, wirtschaftlichen und sozialen Fragen, um das Zusammenleben der Minderheiten mit der Mehrheit im Land zu fördern. Auch mit einem Unterausschuß der Nationalversammlung, der seinerseits den Status eines Ministeriums hat, arbeiten sie zusammen. Die Institutionenkunde ist vollständig: das ethnologische Institut, das Komitee für Sozialwissenschaften und deren verschiedene Funktionen in der Forschung werden mir so beschrieben, als hörte ich dies alles zum ersten Mal.

Mit großem Ernst und mit Sachkunde und ohne das geringste Interesse für meine Vorkenntnisse fährt der Sprecher fort, mich zu unterrichten: Auf der Grundlage der Sprache unterscheide man neuerdings 54 Nationalitäten, nicht wie noch vor wenigen Jahren 60, die man ihrerseits in drei Gruppen unterteile; die Zuordnung zu ethnischen Gebieten bedeute allerdings nicht, daß dort jeweils nur eine Ethnie zu Hause sei (manchmal seien es, wo es wenige wären, fünf oder sechs). Die Verteilung der ethnischen Gruppen im Land wird beschrieben und deckt sich mit meinen Vorstellungen. Dann aber muß ich hinzulernen: Früher habe man immer angenommen, die Viet-Sprache habe ihre Wurzeln in der Sprache der Han, die von den Chinesen oder Vietnamesen chinesischer Abstammung gesprochen wurde. Jetzt hätten Linguisten herausgefunden, daß dies nicht stimme; zwar habe sie Wörter aus dem Han-Vokabular übernommen, in ihren Ursprüngen jedoch sei sie vietnamesisch. - Wann hat man das herausgefunden, will ich wissen, und durch wen? Noch 1975 hätte ich in einer Publikation des Fremdsprachenverlags in Hanoi ("Die Demokratische Republik Vietnam") gelesen, das kulturelle Vokabular der vietnamesischen Sprache sei wie bei allen fernöstlichen Sprachen chinesischen Ursprungs.

Dies seien in der Tat neue Forschungsergebnisse aus dem Jahr 1978; eigene vietnamesische Linguisten hätten sie gemeinsam mit dem französischen Anthropologen Haudricourt erarbeitet. Mit Nachdruck wird mir erklärt, wie wichtig diese Ergebnisse sind: So könne man jetzt sagen, daß die chinesische

Zivilisation hier im Lande von der vietnamesischen Kultur assimiliert worden sei. Daß das vietnamesische Volk also nicht von der chinesischen Kultur "zivilisiert" worden wäre. Eine Schlußfolgerung, der sie außerordentliche Bedeutung beimessen: "Sehen Sie, das erklärt, warum nach zehn Jahrhunderten chinesischer Herrschaft das Volk Vietnams vietnamesisch geblieben ist".

Schon gestern, in der Historischen Fakultät der Universität von Hanoi hatte mir der Vizepräsident, ein Ethnologe, dasselbe gesagt und mich damit an israelische Archäologie erinnert. Aus dem Mund der Nationalitätenvertreter hätte ich allerdings eher erwartet, daß sie mir zunächst einmal die eigene kulturelle Identität erläutern. Als sie dann endlich auf die Lage der Minderheitenvölker zu sprechen kommen, entwickeln sie, in Geschichte und Gegenwart, ein Bild brüderlicher Eintracht: Gegen die chinesischen Feudalisten, vor denen viele dieser Völker nach Vietnam geflohen seien, habe man sich immer wieder vereinigt, um die Invasoren abzuwehren; bemerkenswert an der vietnamesischen Gemeinschaft sei es gewesen, daß ihre Mitglieder sich im Verlaufe der Jahrhunderte und durch allen historischen Wandel hindurch gegenseitig geholfen hätten und einander sehr zugetan gewesen wären. Seit der ersten chinesischen Dynastie der Ch'in (3. Jh. B. C.) sei diese Einigkeit vielen Prüfungen ausgesetzt gewesen. Schöne, heile Welt der Minderheiten ...

Draußen höre ich Kinderstimmen, laut und lebendig; sie spielen und sie streiten sich wie Kinder überall in der Welt ... Warum mache ich keine Einwände? Warum lasse ich diesen toten Vortrag über mich ergehen? Noch immer frage ich mich, ob sie, nach ihrem Monolog, vielleicht nicht doch noch an einem Gespräch interessiert sind, ihrerseits Fragen stellen ...

Das Grundmuster: nationale Geschichte als Ideologie, wird konsequent weiter ausgeführt: Auch die Minderheiten an den Grenzen zu Laos oder im Süden stellten sich unter den Schutz vietnamesischer Könige, um ihre Feinde zu bekämpfen, Vietnamesische Siedler hätten dort die Urwälder erschlossen. Was die Khmer anbelange, die heute in Vietnam lebten, so sei das eine andere Sache. Nachdem die Vietnamesen im 16. und 17. Jahrhundert in den Süden gewandert seien, hätten die wenigen dort lebenden Khmer aus Dankbarkeit für Schutz und Hilfe den Vinh-Prinzen "sozusagen Teil ihres Territoriums geschenkt".

Seit der Gründung der Kommunistischen Partei Indochinas (1930) habe man, so fahren sie zufrieden fort, "der korrekten Regelung der Nationalitätenfrage" große Aufmerksamkeit gewidmet und sie als eine Aufgabe von strategischer Bedeutung erkannt. Die Partei habe versucht, günstige Bedingungen für die Überwindung der noch bestehenden Unterschiede in Wirtschaft und Kultur zu schaffen ...

Gehupe auf der Straße unterbricht für eine Weile diese Darlegungen. Ich will mich nun doch nach der Herkunft der beiden erkundigen und was sie unter dem

"Fortschritt" verstehen, den sie für ihre Völker anstreben. (Mein Problem ist ihre Problemlosigkeit.)

Die Sprecher gehören der relativ starken Minderheit der Thai und der Nung an, vertreten aber ihren Standpunkt im Namen der Partei; seit 1954 habe sie den ethnischen Gruppen in den Bergregionen geholfen, Schritt zu halten mit der Bevölkerung des nördlichen Deltas; 1976, auf dem 4. Kongreß, habe die Partei Richtlinien der Politik gegenüber den ethnischen Minderheiten im gesamten Land formuliert; die im neuen Verfassungsentwurf enthaltenen "gleichen Rechte und Pflichten" der Nationalitäten seien ein Beitrag zu ihrer vollen Integration. Obgleich keine "autonomen Zonen" mehr vorgesehen sind, genießen sie das Wahlrecht und alle Rechte der Repräsentation ...

Das kulturelle Niveau sei im allgemeinen sehr niedrig gewesen: 95 Prozent Analphabeten, kaum Schulen, keine Universitäten, schlechte gesundheitliche Bedingungen (Malaria); nach 35 Jahren revolutionärer Praxis habe sich die Situation zum Guten gewandelt; heute gebe es in jedem Dorf eine Grundschule; Zweisprachigkeit werde ermutigt.

Was sie denn unter "kulturellem Niveau" verstünden? Überhaupt, von welchem Kulturbegriff sie denn ausgingen? Schließlich bestünde "Kultur" ja nicht nur darin, Schrift zu besitzen Ob es nicht gerade im Süden mit der "Assimilation" besondere Probleme gebe? - frage ich.

Die Antwort: "Was werden denn die Stammesvölker durch die Assimilation verlieren? Es ist ihre Rückständigkeit ... sie trugen früher nicht einmal Kleidung. Was ihr kulturelles Erbe anbetrifft, so haben sie nichts zu fürchten. Ihre Literatur wird bewahrt, ihre Überlieferung gesammelt ...". Im Norden gibt es inzwischen Hochschulabsolventen; 37 Angehörige der Minderheiten hätten ihren Doktor gemacht oder seien Kandidaten; 4 000 von ihnen hätten eine höhere Bildung genossen. In der Nationalversammlung seien sie mit 14 Prozent der Volksvertreter bei nur 10 Prozent der Bevölkerung überrepräsentiert.

Und gibt es keine Probleme mit der kulturellen Identität? Keine Auseinandersetzungen mit dieser Frage auf internationaler Ebene? Welchen Austausch haben die Nationalitäten mit ethnischen Minderheiten in anderen Teilen der Welt, Indianern oder Aborigines zum Beispiel? Gibt es Kontakte zum World Council of Indigenous Peoples, der "Internationale der Vierten Welt"²?

Ich muß erläutern, was ich mit diesen Fragen meine. Im sozialistischen Vietnam hat das Nationalitätenkomitee von dieser Entwicklung, die seit Beginn der siebziger Jahre weltweit bedeutsam wurde, nichts vernommen. Folgen eines dreißigjährigen Krieges (der mehr als nur materielle Schäden hinterließ!).

Nachtrag

Im Grenzkrieg zwischen China und Vietnam ist die Loyalität der Bergvölker erneut zum Thema geworden. Die jahrzehntelangen Bemühungen der DR Vietnams, die strategisch bedeutsamen Gebiete im Grenzbereich friedlich zu integrieren, sind durch die jüngsten Ereignisse in Frage gestellt. Die Nationalitätenpolitik Vietnams schien mit der Einrichtung von autonomen Zonen einen modellhaften Weg zu weisen, der gegenüber der Assimilationspolitik anderer Staaten in Südostasien überlegen war. Aus der Sicht der Staatsvölker Hinterindiens bedeuteten die Stämme in den Bergen immer eine Gefahr, und sie stellen auch heute in mehrfacher Hinsicht ein Problem und eine Bedrohung dar, wirtschaftlich durch ihre extensiven Anbaumethoden, die Brandrodung vor allem; politisch und strategisch durch ihre die Grenzen nicht respektierenden Ansiedlungen im unwegsamen Dschungel.

Bis zum Zeitpunkt der Wiedervereinigung 1976 war die Nationalitätenpolitik der Demokratischen Republik im Norden Vietnams relativ erfolgreich. Inzwischen hat sich das Blatt gewendet. Die im letzten Fünfjahresplan vorgesehenen Umsiedlungsaktionen, die die Siedlungsdichte in den Deltas und die Übervölkerung der Städte beheben helfen sollen, werden Millionen Vietnamesen ins zentrale Bergland oder andere dünn von Minderheiten besiedelte Regionen bringen. Gesellschaftliche Sonderrechte der Stämme werden zugunsten des im neuen Verfassungsentwurf geforderten Prinzips: "gleiche Rechte, gleiche Pflichten" abgebaut. Nicht Eigenständigkeit und Selbstbestimmung, sondern Integration durch Assimilation der ethnischen Gruppen stehen auf der Tagesordnung, wie überhaupt die basisdemokratischen Elemente der Revolution immer mehr zugunsten eines bürokratischen Zentralismus verschwinden.

Der Umgang mit Minderheiten und Frauen ist für mich der Gradmesser für die Humanität einer Gesellschaft, ihre soziale Gerechtigkeit und Toleranz. Als ich 1977 mein Visum für einen Besuch im befreiten und wiedervereinigten Vietnam beantragte, stand daher für mich die Nationalitätenpolitik der Regierung und die Lebensweise der Stämme, der Bergvölker im Norden vor allem, im Mittelpunkt meines Programms. Ich wollte am Beispiel der Meo-Kooperative von Pu Nhung (im Lai Chau Distrikt) mit eigenen Augen sehen, wie es um die Praxis dieser Politik bestellt ist.

Heute ist es wohl illusorisch zu erwarten, man würde als Besucher, Journalist oder Anthropologe, mehr als die offizielle Version über die Lage von Minderheiten erfahren können. Durch den Grenzkonflikt mit China und den Krieg in Kampuchea sind sie wiederum und in verstärktem Umfang, zwischen die Fronten geraten.

In Gesprächen, die ich in Vietnam führte, wurden die Bergvölker an der Grenze zu China durchaus unterschiedlich beurteilt. Einerseits wurden Vorwürfe erhoben: China habe sie aufgehetzt und ihre Loyalität gefordert; viele

hätten sich als Spitzel und Agenten für China betätigt, den Feinden den Weg in die Dörfer gewiesen. Andere dagegen lobten ihre Treue und Zuverlässigkeit; man verdanke ihnen die Standfestigkeit und die Widerstandskraft in der Region. In den jüngsten Publikationen, in Vietnam und außerhalb, in Hongkong oder Bangkok, waren die Meldungen über sie nicht weniger widersprüchlich; oft waren sie zugleich Agenten des Imperialismus, Chinas, des CIA oder Vietnams. Die von den Amerikanern im Stich gelassenen Kämpfer der FULRO im Süden Vietnams leisten weiter Widerstand und hoffen auf das ihnen versprochene eigene Reich; oder, wie man mir in Hanoi erzählte, sie werden von ihren Mädchen mit Heiratsversprechungen zu einem friedlichen Leben in den Dörfern verlockt. Keine der Geschichten konnte ich überprüfen ...

Was es nicht gibt in Hanoi

Ich mache eine Liste: natürlich gibt es keine Reklame für Waschmittel oder Zigaretten; keine Schaufensterorgien; keine Mercedeswagen (jedenfalls keine privaten! Die Petro-Vietnam hat den Dienst-Mercedes des Herrn Thieu geerbt.) Es gibt keine Hunde und keine Katzen (der Tollwutgefahr wegen, wie man mir sagte). Es gibt keine Taxis, keine öffentliche Zurschaustellung von Sex; keine "piped-music" im Hotel (manchmal gibt es dort auch kein Wasser). Es gibt so gut wie keine Kriminalität; keine Angst vor Überfällen, wenn ich nachts allein durch die halbdunkle Stadt gehe. Es gibt keine Abfälle, keinen Schmutz auf den Bürgersteigen; keine Unterhaltungsangebote, außer überfüllten Kinos mit gesüßertem Programm. Für das Theater gibt es, auf normalen Wegen, keine Karten (obwohl ich, mit Glück, eine erstehe). Viele für den Westler wichtige Waren, zum Beispiel Elektrogeräte oder Kosmetikartikel, gibt es nicht; aber auch keinen grünen Tee (außer in den Getto-Shops: Diplomaten- oder Dollar-Läden). Es gibt keine Hochhäuser, keine Hochstraßen, keinen Verkehrslärm nachts ...

Dagegen gibt es: eine Hierarchie von Geschäften und Währungen. Whisky, Zigaretten, Sekt, Kaffee im Dollarshop, Wodka, Plastikkoffer und Schuhe, bulgarische Marmelade, Textilien und Geschirr in Ostblockqualität, preiswerte Souvenirs im Diplomatenladen (wo die großen Brüder einkaufen). Im Dong-Kaufhaus, der größten staatlichen Einrichtung am Ort (das GUM Hanoi sozusagen), werden vorwiegend vietnamesische Waren verkauft, also wenige: Glühbirnen (1 Dong), Thermosflaschen (7 Dong), Teekannen aus Ton (3 Dong); einige Kleidungsstücke für Kinder; Kulihüte (3 Dong); bunte Stoffe auf Bezugschein, etwa zwei Dutzend Muster, der Meter zwischen 5,50 und 18 Dong (ein Vermögen, wenn man bedenkt, daß eine Kindergärtnerin 45 Dong verdient, ein Lehrer 60 Dong). Eine Radioanlage aus der UdSSR "Melodia 2000" für 800 Dong. Überraschende Schätze aus Horn und Schildpatt, Lack und Bambus (oft zu teuer für das vietnamesische Durchschnittseinkommen!).

Saigon, 19. Oktober 1979: Empfang beim Volkskomitee

Gemeinsam mit einem Journalisten von Dagens Nyheter und einer schwedischen Kollegin nachmittags Empfang beim Volkskomitee von Ho-Chi-Minh-Stadt. Wir erkundigen uns nach der Versorgungslage. Der stellvertretende Vorsitzende, Herr Lê Quang Chánh, gibt Auskunft: Das Jahr 1978 mit seinen Naturkatastrophen hat große Schwierigkeiten verursacht. Die Folgen der Überschwemmungen sind bis heute spürbar. Jeder erhält 9 Kilogramm Grundnahrungsmittel monatlich (Reis, Nudeln, Weizenmehl). Der Anteil von Reis dabei ist unterschiedlich (in diesem Jahr gibt es 4 kg Reis, 5 kg Weizen; 1978 gab es nur 3 kg Reis). Die Bevölkerung habe sich an Weizen gewöhnt; sie mag ihn angeblich, nützt ihn für Nudeln und Brot. (Ich habe unterwegs tatsächlich große Mengen baguetteartiger Brote auf den Straßenmärkten, in Läden oder auf Lastwagen gesehen.) Angehörige der Armee fänden ihn sogar schmackhafter und verlangten ihn auch zu Hause. In Saigon könne man den Geschmackswandel auch am Preis ablesen: auf dem freien Markt sei er jetzt teurer als Reis (im Staatsladen 0,4 Dong, auf dem freien Markt 5 Dong).

Die Frage nach der Umwandlung der kapitalistischen Wirtschaft in der Stadt ist das nächste Thema, das uns sofort auf die Flüchtlinge bringt. Sven Öste: "Im Ausland ist man der Meinung, daß unter den Flüchtlingen, die Saigon verlassen haben, viele Intellektuelle sind." Die Antwort des Vorsitzenden: "Wie ich Ihnen schon sagte, wollen viele Intellektuelle zu ihren Familien im Ausland. Das ist der Grund." Die Auswirkungen des Exodus seien sehr gering, nicht wirklich bedeutend. Es gebe 1 600 medizinische Kader im Land, Ärzte und medical officers; 2 000 Doktoren für 3,2 Millionen Menschen in dieser Stadt; das sei weniger als der internationale Standard, aber genug, um die Gesundheitsfürsorge sicherzustellen; außerdem gebe es zweitausend Studenten der Medizin in Saigon.

Und der Verlust an Technikern unter den Hoa (den ethnischen Chinesen)? In städtischen Unternehmungen waren es 60 Prozent; ähnlich in der Verwaltung. - "Unsere Politik gegenüber den Hoa ist sehr korrekt", - wird uns gesagt, "sie haben alle Rechte und Pflichten vietnamesischer Bürger." - "Und woher kommen dann die Angst und das Mißtrauen?" - frage ich. Der Krieg zwischen China und Vietnam wird als Ursache genannt. "Und vorher?" - "Ich sagte Ihnen bereits, daß wir eine sehr korrekte Politik betreiben; wir erziehen sie. Unsere Auseinandersetzung bezieht sich nur auf die Herrscher in Peking, das Volk ist immer noch unser Freund." - "Aber Ihre Erziehung scheint nicht viel zu bewirken, wenn so viele weggehen", insistiert der schwedische Journalist, - "zum Beispiel aus Cholon!" - und bleibt hart an den Zahlen. "Wie kommen sie auf 20 bis 30 Tausend?" Antwort: "Die Zahlen sind übertrieben worden ... es gibt dort noch immer viele Hoa", - in Saigon jedenfalls seien es nicht so viele gewesen wie im Norden. Die Leute hätten Vietnam in sehr

kleinen Booten verlassen; man habe sie nicht dazu treiben wollen, bemühe sich nun, nach Genf, um legale Ausreisen und bestrafe die kriminellen Elemente, die sie illegal organisiert hätten. (Aus diesem Gespräch wird auch deutlich, welche unfreiwilligen Auswirkungen Genschers Forderungen vor der UNO haben können, nach denen die Menschen auch das Recht haben müßten, zu bleiben; für Fluchtwillige und Regierung bedeuten sie ein unlösbares Dilemma!) Die Behörden hätten inzwischen durchgegriffen; Gefängnisstrafen zwischen 5 und 20 Jahren, sogar die Todesstrafe seien verhängt worden.

Auf die Rückfrage, wie man denn "die guten von den schlechten Hoa" unterscheiden würde, erfahren wir: Diejenigen, die geblieben seien, wären die "Guten". Aber nicht alle, die gegangen wären, seien "schlecht"; man habe sie aufgehetzt oder geängstigt. "Schlechte" Hoa, so hören wir weiter, werden vom Volk entdeckt; Nachbarn meldeten solche Elemente. Diese Fälle würden dann untersucht. - Und wie steht es dabei mit geschlossenen Gruppen, Familien? - Die meisten seien "gut" - "unserer Meinung nach. Wir kontrollieren sie nicht, sie überwachen sich selbst".

Weitere Themen sind die Prostituierten und die Kriegsinvaliden der Stadt. Es gibt immer noch Prostitution, keine Zahlen darüber. Seit der Befreiung habe man in den letzten zwei Jahren etwa 10 000 in die Schulen zur Wiederherstellung der Würde der Frau geschickt. - Was tue man, um die Wurzel des Übels zu bekämpfen, und was geschehe eigentlich mit den Männern, die ja Partner im Geschäft seien?! - wollen die Schwedin und ich gern wissen. - Für Männer gibt es da keine Gesetze, aber sie schadeten unter Umständen ihrer Karriere. Im übrigen sei es die Politik des Staates, die Gleichberechtigung zwischen Mann und Frau zu verbessern ...

Aus den Daten und Fakten, die wir nach fast drei Stunden Gespräch erfahren haben, ergeben sich keine überraschenden Einsichten in die Situation Saigons. Arbeitslosigkeit, Kriegsfolgen, Versorgungsschwierigkeiten in der Drei-Millionen-Stadt stellen Partei und Verwaltung vor kaum lösbare Aufgaben, was besonders für die Kader aus dem Norden gilt, die in fast allen Bereichen heute das Sagen haben, ohne über entsprechende Erfahrungen zu verfügen. Die Art und Weise jedoch, in der die Probleme des Landes präsentiert werden, der selbstgerechte Argumentationsstil der Parteikader, sind für mich das vielleicht interessanteste, wenn auch traurige Ergebnis vieler offizieller Gespräche.

Flüchtlinge: Notizen in Saigon

Die Öffentlichkeit nimmt zu Hause nur noch Kenntnis von Vietnam, wenn von den "Boatpeople" die Rede ist. Joan Baez geht so weit, vom "Holocaust" zu sprechen. Peter Weiss hat dabei mit seinem kritiklosen Plädoyer für die

offizielle Linie der Parteiführung und ihrer Politik China und den Flüchtlingen gegenüber dem vietnamesischen Volk wohl eher einen Bärendienst erwiesen. Nun bin ich hier, in Saigon: ich muß mich diesen Fragen stellen. Ich muß ihnen meine Aufmerksamkeit zuwenden. Das ist eine Sache der Glaubwürdigkeit.

Keine Frage, Peter Weiss hat recht, wenn er auf die allgemeine Notlage im Land nach nun fast 40 Jahren Krieg (seit dem Einfall der Japaner im 2. Weltkrieg) verweist; sie in Erinnerung zu rufen, ihre Ursachen zu sehen und zu verstehen, ist Pflicht für jeden, der sich nicht einer doppelten Moral schuldig machen will. Die Kriegszerstörungen und ihre Folgen: vernichtete Dörfer, vergiftete Felder und Wälder; das soziale Elend in den Städten wie Saigon, mit ihren Arbeitslosen, Kriegsinvaliden, Witwen, Drogenabhängigen, Prostituierten; schließlich die Naturkatastrophen, die ebenfalls als Folge des Krieges durch die Zerstörung von Deichen, durch die Entlaubungsaktionen und brachliegende Äcker verschärft wurden, - das alles hat dazu beigetragen, das Leben nach dem Ende des Kriegs, "nach der Befreiung" (wie es hier in Saigon, der heutigen Ho-Chi-Minh-Stadt, offizielle Zeitrechnung ist) für alle Bewohner schwer zu machen. Schwerer selbstverständlich für diejenigen, deren Lebensgrundlage der Handel war. Schwieriger und unmöglich für diejenigen, die ihre Geschäfte mit dem Krieg gemacht hatten, vom kleinen Straßenhändler, der Zigaretten verkaufte, bis zum Schwarzmarkthändler großen Stils. Die wirklich dicken Kriegsgewinnler jedoch dürften kaum das Kommen der Kommunisten abgewartet haben. Sie haben längst wie Nguyen Cao Ky ihre florierenden Restaurants oder Geschäfte anderswo, in Kalifornien oder Paris ...

Was also ist passiert? Wie ist es zu dieser Massenflucht gekommen? Die differenzierteste Antwort von offizieller Seite hörte ich vom Präsidenten des Komitees für kulturelle Beziehungen mit dem Ausland, Monsieur Vu Quoc Uy, einem gebildeten Mann der alten, noch französisch geprägten Schule unter den Führern Hanois: offensichtlich betroffen von der Heftigkeit der Kritik im westlichen Ausland, bat er um mehr Zeit und Geduld, um dieses "komplizierte und komplexe Problem", das durch "eine Vielzahl von Faktoren bedingt" sei, erklären zu können. In fast allen Gesprächen wurden die Zahlen heruntergespielt. Mr. Vu Quoc Uy bedauerte (oder schien zu bedauern), daß "viele Talente verloren gehen", und er betonte, man wolle diese Menschen nicht vertreiben. "We don't want to push them out". Als Erklärung für die Massenflucht - die es angesichts jeder hier diskutierten Zahlenangabe ja bleibt, ob es nun "nur" 20 bis 30 Tausend gewesen sind, wie das Volkskomitee behauptet, oder das Zehnfache, wie andere Beobachter meinten - werden zum Teil widersprüchliche, meistens aber die gleichen Gründe angegeben: 1. Überreste der imperialistischen Lebensweise; 2. die Unwilligkeit der Händler, das bequeme Leben durch Ausbeutung anderer aufzugeben; 3. die Unwilligkeit in Fabriken und "neue ökonomische Zonen" zu gehen und dort produktiv zu arbeiten, 4. die Unruhestiftung und Hetze durch "die Führungsclique in Peking".

Zum Teil, und eigentlich vorherrschend, werden die Hoa (Vietnamesen chinesischer Abkunft) als zweifelhafte, kriminelle oder unzuverlässige "Elemente" beschrieben. In allen Gesprächen war herauszuhören, daß sie im Grunde unbeliebt sind, daß man sie ablehnt. Im Heim für die Umerziehung von Drogenabhängigen zum Beispiel erklärte uns der Direktor, Herr Nguyen Thanh Tan, der Drogenhandel sei überwiegend in den Händen der Hoa gewesen, in Orten wie Cholon oder außerhalb der US-Militärbasen (Than Son Nhut oder Nathrang). "Warum der Hoas"? frage ich. "Es gehört zum Lebensstil der Reichen", lautet seine Antwort.

Vorher hatte er den Amerikanern die Schuld an der Drogensucht gegeben: "They wanted to kill our fighting spirit", dann aber mußte er zugeben, daß es unter den Amerikanern wie unter den Hoa jeweils sowohl Dealer wie Benutzer, also Opfer, von Drogen gegeben habe, früher beim Heroin, beim Opium jetzt. Auch im Zusammenhang mit der Prostitution wurde ähnlich argumentiert, und die nach dem Abzug der Amerikaner verbleibende, offenbar immer noch beträchtliche Prostitution mit dem "imperialistischen Erbe" und den Umtrieben der Hoa erklärt. Nicht die Tatsache, daß man nach eingängigen, oberflächlichen Erklärungen sucht, ist das Deprimierendste daran, sondern die stereotype Bezugnahme auf die ethnischen Chinesen, "die an allem schuld sind".

Saigon, 20. Oktober 1979: Die Künstler

Als im Programmgespräch von einem Zusammentreffen mit Künstlern die Rede war, hatte ich an Schriftsteller und Maler gedacht. Die Kulturfunktionäre der Stadt aber hatten ihre eigenen, ihnen genehmen Vorstellungen: drei bildschöne Schauspielerinnen, in nachtblau-, rosé- und elfenbeinfarbenen Ao Dais erschienen nur wenig verspätet auf der Bühne dieses Empfangs. Der für das kulturelle Leben der Stadt verantwortliche Vorsitzende, Herr Liê The Thuong, sonnt sich sichtlich im Glanz dieser Gesellschaft, zu der ein paar farblos wirkende Herren den Hintergrund abgeben. Er holt sodann ein umfangreiches Papier aus seiner Tasche und beginnt mit einer sorgfältig vorbereiteten Rede. Mir zu Ehren handelt sie von der Rolle der Frau auf der Bühne des neuen, des "sozialistischen Vietnam"! Vor der Befreiung habe die imperialistische Kultur die Frauen als Objekte und käufliche Wesen dargestellt. Jetzt, nach der Befreiung jedoch sei es nur erlaubt, Stücke auf die Bühne zu bringen, die "gesund und anständig sind". Was denn die Frauen dazu meinten, unterbreche ich, sobald sich die erste Gelegenheit bietet, diesen männlichen Monolog. Und die Frauen, die ihre eigenen Theatergruppen leiten oder selber Stücke inszenieren, übernehmen freundlich aber bestimmt auch an diesem Ort gern die Regie.

Ich erfahre etwas über die Stücke, die ihnen zur Zeit besonders am Herzen liegen: Ein Theaterstück über die Schwestern Truong zum Beispiel, die vor fast zweitausend Jahren die Unabhängigkeit Vietnams verteidigten.

"Das Bild der Frau im heutigen Vietnam ist anders. Es ist geprägt vom Bewußtsein der Verantwortung gegenüber der Gesellschaft, von der Liebe zu ihrer Arbeit, ihrem Mann, ihren Mitmenschen und Kollegen, ihrem Land!" - erklärt mir die Schauspielerin Kim Cuong. Und Thanh Thuy Hang führt am Beispiel des Theaterstücks "Tanja" aus, wie das zu verstehen sei: "Nach einem Leben, das erfüllt war von verzweifelter und eigenständiger Liebe, findet die Ärztin Tanja ihr Glück in der Hinwendung zu anderen, in ihrer gesellschaftlichen Arbeit". Das Stück sei sehr populär und würde oft aufgeführt. Sein Erfolg beruhe nicht nur auf der literarischen Qualität, sondern auf der Werthaltung die es zum Ausdruck bringe: Die Heldin wurde nicht nur eine gute Ärztin, sie wurde zu einer Quelle der Freude für ihre Mitmenschen. Die literarischen und künstlerischen Einflüsse aus der Sowjetunion sind heute in vielen Bereichen des kulturellen Lebens in Vietnam bis zur Gefahr der Dominanz (in Theater und Fernsehen) spürbar. Ich frage nach vietnamesischen Stücken, nach modernem Drama, nach Autorinnen Obwohl es auf diesem Gebiet offenbar Lücken gibt, sind die Schauspielerinnen zuversichtlich: Frauen seien heute nicht mehr nur "wie ein Weidenbaum, schön und biegsam", sie seien stark, physisch und geistig; sie würden heute kämpfen, auch mit der Waffe, um das Land zu verteidigen. - Also Heroinen, "Heldinnen" im Wortsinne?! Nicht nur auf der Bühne, sondern überall im Leben?! - Ja, ich muß es wohl so verstehen. Auf diesem Empfang wird das Bild der Heroine jedenfalls sehr ernst genommen, als Kämpferin ...

Was "gesund" und "anständig" sei, will ich wissen. Und wie sie zu Beschlüssen darüber kämen, was sie spielen wollen. - Alle Schauspieler, die bekannten und erfahrenen ebenso wie die jungen Anfänger beteiligten sich an der Diskussion darüber. Auch das Publikum, die Arbeiter und die Bauern hätten nun Mitsprache; man wolle die Vorstellungen und Wünsche des Volkes berücksichtigen. Der Vorsitzende fühlt sich etwas beiseitegedrängt und erkundigt sich, halb im Scherz, halb ernsthaft, ob seine Gegenwart bei diesen Fragen störe. - Nein, aber die Frauen verstünden sich gegenseitig rascher und besser, - wird er in eben dem gleichen Sinn beruhigt. Das möchte ein bis dahin stummer Mann, ein Komponist, wie sich herausstellt (er hat den Ho-Chi-Minh-City-Song verfaßt!) so nicht gelten lassen: "Männer verstehen Frauen am besten" - und daran habe sich nichts geändert! - In der Aufbruchstimmung kommt es kurz zu persönlichen Fragen. Thanh Kim Huê signiert für mich zwei Bühnenfotos. Hang fragt mich nach ihrer Freundin in der Bundesrepublik, einer bekannten Sängerin, von der sie nichts mehr gehört hat, seit sie das Land verließ. Ich will mich umhören. Sie verspricht mir für morgen ein Foto von sich, möchte mich wiedersehen, will mich noch benachrichtigen. Der Dolmetscher schaltet

sich ein. Direkte Kontakte sind - wie ich erst bei dieser Gelegenheit offiziell erfahre! - nicht nur unerwünscht, sondern verboten. (Das Ausmaß der Überwachung übersteigt jede nüchterne Erwartung!) Tham Thuy Hang - so gibt mir der Kader nachdrücklich zu verstehen - sei in Saigon ein berühmter Star, der, wo er auftrete, sofort einen Auflauf verursache. Sie hätte das Land verlassen können, ergänzt er mit einem Unterton von Befriedigung, sei aber geblieben ...

Unten, vor dem Kulturhaus (mitten in der Stadt) verabschieden wir uns. Hang fährt winkend in ihrem weißen Volkswagen davon. Warum können wir uns nicht (wie normale Menschen) anrufen und verabreden?! (Ich beginne, dieses System zu hassen.) Mit meiner Begleitung steige ich in den wartenden Regierungswagen und hoffe, daß nach meiner Rückkehr in Hotel Cuu long (das berühmte "Majestic" von Graham Greene) für die Kader dann Feierabend ist.

Nachtrag: Wir treffen uns doch noch, wenn auch nicht ohne Aufsicht, im Dachgarten-Restaurant des Hotels (zusammen mit ihrem Mann, einem früheren Wirtschaftsprofessor). Sie erzählt mir von ihrer Arbeit. Die Presse in Bangkok hätte sie schon totgesagt: Das Regime habe sie ermordet! (Später in Bangkok höre ich von Freunden, sie wäre doch bei einem Verkehrsunfall in Frankreich ums Leben gekommen!) Die Begegnung mit der Schauspielerin Tham Thuy Hang gibt Stoff ab für Bühnenstücke oder Filme, in denen die Agentenfurcht umgeht. Das Treffen im Hotel kam schließlich in einer Atmosphäre zustande, die mich an Kafkas "Schloß" erinnerte Den ganzen Abend saß sie mir gegenüber, eine schöne schmusige Siamkatze Ich hörte ihr gern zu, sie erzählt gut. Ihr Gesicht war mir ganz nahe, ein bewegter Spiegel ihrer Gefühle, die sich vom Dolmetscher nicht übersetzen und vom Protokollkader nicht kontrollieren lassen

Einen Tag später kam sie noch einmal ins Hotel, um mir das signierte Foto zu bringen

Saigon, 21. Oktober 1979: Der Konflikt mit der VR China

Heute früh auf dem Büchermarkt, auf der Suche nach einem Schreibheft und einer Straßenkarte von Saigon, machte ich eine Entdeckung: "Schöne Heimat: Deutschland in Bildern", ein verstaubtes blaues Buch aus dem Jahre 1959. Wie mag es hierhergekommen sein? Die Fotos zeigen ein ungeteiltes, friedliches Land ...

Jedes Land, das ist verständlich, möchte sich dem Fremden gegenüber gern von seiner schönsten Seite präsentieren. Und Vietnam ist ein schönes Land. Ich erinnere mich an den Satz des Weltreisenden und Philosophen Georg Forster,

der, sinngemäß, einmal vom Anspruch eines jeden Volkes gesprochen hatte, mit Aufmerksamkeit und Sympathie studiert und beschrieben zu werden. Nach vielen Jahren engagierter Beschäftigung mit den Problemen dieses Landes, seiner Kultur und seiner Geschichte, bin ich nun also hierhergekommen: der Zeitpunkt meines Besuches hätte kaum weniger glücklich gewählt sein können. Die politischen Beziehungen zwischen Vietnam und der Bundesrepublik sind auf einem Tiefpunkt. Als wir heute morgen das Auto bestiegen, das uns zu einer Gesprächsverabredung mit Frau Nguyen Thi Dinh, Vizeministerin für Kriegsinvaliden und soziale Angelegenheiten, einer führenden Politikerin und ehemaligen Kommandeurin der Befreiungsarmee, bringen sollte, wurde ich zum ersten Mal spontan mit Nachrichten aus der Bundesrepublik versorgt: Hua Guofeng sei gerade in der Bundesrepublik eingetroffen. Wie ich denn das fände, fragt der Protokollkader lächelnd, doch mit schlecht verhohlenen Unmut. Wie ich diese Situation beurteile, will er wissen und scheint zu erwarten, daß ich den Besuch mißbillige.

"Unsere Religion ist der Patriotismus" heißt es in einer gerade erst in Hanoi herausgekommenen Dokumentation über die "Chinesische Aggression"; Sparta und die Thermophyten werden darin beschworen (Vergleiche, die ich immer als eurozentrisch abgelehnt hatte).

Die Haltung der Vietnamesen, ihrer Parteiführung jedenfalls, ist damit treffend zum Ausdruck gebracht. Dieser Nationalismus hat seine Wurzeln in der Erfahrung, daß China im Laufe einer mehr als 2000jährigen Geschichte immer wieder in Vietnam eingefallen ist, es unterdrückt und tributpflichtig gemacht hat. Von daher ist es nicht so schwer zu verstehen, daß nach Lang Son die Emotionen hochkochen, wenn von China die Rede ist. Der Punkt scheint erreicht, wo der nationale Selbstbehauptungswille umschlägt in Chauvinismus. Es hat sich heute, meiner Meinung nach ein Zirkelschluß gebildet. Nach dem Muster der "self-fulfilling prophecy" schaukeln sich die Ängste gegenseitig auf: Vietnam fühlt sich von China bedroht, Kambodscha und Laos von Vietnam, das aus Furcht vor China Hilfe bei der fernen Sowjetunion sucht, von der sich China bedroht sieht und deren Einfluß in Südostasien es ebenso fürchtet wie die Nachbarn Vietnams, usw. Der Druck Chinas auf Vietnam wird in dem Maße verstärkt wie die Sowjetunion Einfluß in Südostasien zu gewinnen trachtet. Das politische Spiel mit den vielen Bällen, das Ho-Chi-Minh und - auf seine Weise - Prinz Sihanouk noch so kunstvoll beherrschten in diesem strategisch so exponierten Feld, ist zu einem groben Poker der Macht entartet. Gestriges Erbfeindschaftsdenken ist an die Stelle besonnenen Analysierens und nüchternen politischer Aktion getreten; von "proletarischem Internationalismus" oder "sozialistischer Solidarität" reden kaum noch Zyniker, Trotzdem, das Gefühl der Angst ist eine politische Realität.

Mein Eindruck ist auch, daß diese Angst real ist für die meisten Menschen, mit denen ich gesprochen habe. "Das große China will das kleine Vietnam

schlucken", erklärte mir der Dolmetscher Ngoc mit allen Anzeichen der Erregung vor einer Landkarte Südostasiens im Historischen Museum von Hanoi, wie er überhaupt jedes Mal besonders aufgeregt spricht, wenn es um das Thema "China" geht. Nie versäumt er es, alle dazugehörigen Attribute aufzuzählen: die "chinesischen Expansionisten und Hegemonisten" stolpern durch alle Sätze. Auch westliche Beobachter sehen den realen Kern der Angst und die Berechtigung dieser Angst nach dem Einfall der chinesischen Truppen im Februar 1979. Lang Son, das mir gleich bei der ersten Programmbesprechung zum Besuch empfohlen wurde, steht für diese Furcht. Die Verbrechen an der Zivilbevölkerung wurden mir von den Sprecherinnen der Frauen-Union voller Abscheu als erstes beschrieben. Als ich bei meinem Fragen-Katalog für den stellvertretenden Außenminister Hoan Bich Son aus Gründen der Zeitersparnis bewußt nur drei Themen (nämlich Flüchtlinge, Beziehungen zur Bundesrepublik und zu Südostasien) aufführte, mahnten mich die Kader betroffen, doch auch China auf die Liste zu setzen. China und die damit natürlich eng verbundene Frage der Hoa haben ausnahmslos alle meine bisherigen Gespräche beherrscht; sie standen meist am Anfang und haben, was ihre Bedeutung anbelangt, längst die Stelle des US-Imperialismus eingenommen, der im Lichte dieser neuen Gefahr schon sehr aus dem öffentlichen Bewußtsein verdrängt und auf einen historischen Platz verwiesen worden ist.

Saigon, 22. Oktober: Besuch einer Staatsfarm

Besuch auf der Staatsfarm "Lê Minh Xuan", 30 Kilometer nordwestlich der Stadt; früher Niemandsland zwischen den Fronten (tagsüber unter Regierungskontrolle, nachts "befreite Zone"; seit 1975 Staatsland; die neugegründete Genossenschaftssiedlung wurde nach einem gefallenen Helden benannt).

Wir fahren auf der großen Ausfallstraße durch die Vorstädte Saigons in Richtung Flugplatz, der noch immer einen befestigten Eindruck macht, vorbei an überladenen Lastwagen, überfüllten Bussen und anderen Transportmitteln, die dicke Wolken aus Abgasen und Staub produzieren, hinaus in eine Landschaft, die allmählich bäuerliche Züge annimmt; Felder, Hütten, Ochsenkarren, Wasserbüffel. Um diese Stunde, zwischen neun und zehn Uhr, macht sie einen friedlichen Eindruck; ich sehe keine Militärkolonnen.

Phan Van Xem, der stellvertretende Leiter der Farm, berichtet über ihre Entstehung: "Wir fingen bei Null an. Das Land war schlecht; sumpfig, achtzig Prozent unter Wasser die meiste Zeit des Jahres. Dazu Bombenkrater, Blindgänger, Minen, die geräumt werden mußten". Die Familien erhielten vom Staat ein Haus, Trinkwasser; es gab keine Elektrizität, Nahrungsmittel, Saat-

gut wurden ebenfalls verteilt. Zwei Jahre lang abgabenfrei. Pioniereinheiten halfen aufräumen und beim Entschärfen der Bomben. Im November 1975 gab es 1 600 Haushalte mit 13 000 Menschen."Und sie kamen freiwillig?", frage ich. "Ja, es waren Arbeitslose, ehemalige Diener reicher Herren, Offiziere, Soldaten", kommt die Antwort prompt. - Und wie steht es mit den Fähigkeiten, mit dem Durchhalten? - Landwirtschaftliche Berater hätten ihnen geholfen. Nur "sehr wenige" seien wegen der schwierigen Bedingungen in den ersten beiden Jahren weggegangen. (Mir fällt auf, daß Zahlen immer dann etwas vage werden, wenn sie sich nicht auf Erfolgsbilanzen beziehen.)

In der Hitze der Holzbaracke, durch die kaum ein Lufthauch weht, und die mit Tisch und Stühlen auf nacktem Boden schon einen gewissen Konfort darstellt, gewinne ich einen Eindruck von der Härte der Lebensbedingungen ringsum. Man habe alle Schwierigkeiten unter Kontrolle, versicherte mir der Sprecher; hinter ihm, an der sonst kahlen Wand, erblicke ich ein kleines Bild von Ho-Chi-Minh.

Nach dem Staatsplan werden 800 Hektar Ananas angebaut, Schweine und Fische gezüchtet; die Familien werden ermutigt, eigene Gärten und Fischteiche anzulegen. Private Überschüsse werden zunächst dem Staat, dann auf dem freien Markt angeboten. Die Monokultur, so erklärt man mir, ergebe sich aus der Bodenbeschaffenheit; erst wenn man ein Bewässerungssystem habe, könne man weitersehen. Für 1979 erwartet man 100 000 Dong Gewinn; 1980 dann will man selbständig sein. Bis jetzt hat der Staat Zuschüsse gegeben, vor allem auch für die Einrichtung von Schulen und für den Bau eines modernen Krankenhauses.

Wie so oft im offiziellen Programm (und vermutlich nicht ohne Grund!) bleibt kaum Zeit für eigene Exkursionen und spontane Gespräche. Das neue Hospital wird mir gezeigt; es ist bald fertig. Mit Recht ist man stolz auf den "Fortschritt", der vielen damit zugute kommt. Am Tor bin ich plötzlich von Kindern umringt, die gerade aus der Schule kommen; sie kümmern sich nicht um meine Begleiter, denen die Begegnung sichtlich peinlich ist. Mit fröhlichem Lärm machen sie mir ihre Wünsche klar: sie wollen Bonbons und Süßigkeiten, wie Kinder überall in der Welt. Ich kreppele meine Taschen um, und sie stürmen los mit der spärlichen Beute. (Warum soll ich hier auf einmal die strenge Moral herauskehren?!)

Das Gelände ist eine Mischung aus Baustelle und Ödland, einigen Wassergräben und Kanälen, an deren Ufern ärmliche Hütten stehen; ein größeres Gebäude mit Wellblechdach erweist sich als Schule. Geräteschuppen, Bürobaracken zwischen Buschwerk und einzelnen Bäumen. Die Ananasfelder tragen schon Früchte, die klein aber wohlschmeckend süß und saftig sind. (Sie werden vor allem in die COMECON-Länder exportiert.) Die Ruine eines Lastwagens, ein halbes Dutzend müßige Motorpflüge unterstreichen durch ihre Unbenutzbarkeit

(- es fehlen Ersatzteile! -) die Härte der Arbeitsbedingungen auf dieser Staatsfarm. Hier, "einen Krähenflug von der Stadt entfernt", wird Menschen eine Knochenarbeit abverlangt, wie ich sie nirgendwo vorher in den pazifischen Entwicklungsländern so angetroffen habe. (Selbst im armen Tonga gibt es mehr Lastwagen für den Transport schwerer Güter als in dieser Agrarkommune mit 13000 Menschen.) Mit Ochsenkarren und Fahrrädern, Menschen und Muskelkraft wird in weiten Teilen Vietnams noch heute die Hauptlast des landwirtschaftlichen Anbaus getragen - Folgen eines dreißigjährigen Kriegs! Aber daß sich daran bald etwas ändert, ist nach dem Kambodscha-Abenteuer kaum zu erwarten.

Einige Daten und Fakten zur Staatsfarm Lê Minh Xuan, die ich mir notiert habe: Auf den Ananasfeldern arbeiten 60 Prozent Männer; im Büro der Genossenschaft 70 Prozent Frauen (Schwerarbeit der ersten, leichtere Arbeit der zweiten Lohnstufe, die auch unterschiedlich vergütet wird!). Es gibt sechs Grundschulen, eine Sekundarschule (mit 2000 bzw. 1000 Schülern, zusammen 3000). Arbeitszeit an sechs Tagen der Woche: von 6 bis 11 Uhr morgens und von 1 bis 4 Uhr nachmittags. Zur Zeit gibt es Steuerfreiheit (tax holiday). Ab 1981 soll die gegenwärtige Planung abgeschlossen sein. Der Staat hat die Baukosten für Schulen und Hospital übernommen. Elektrizität gibt es noch nicht in den Familienhütten, nur in Büros (bis 1980 hofft man überall Stromanschluß zu haben). Entwicklungshilfe aus Österreich wurde wieder abgeblasen wegen Überflutung des Baugeländes während der Projekt-Besichtigung. (Die Verwaltung der Stadt leistet in vielen Fällen Hilfe. "Sawat", eine Forschungsstelle für landwirtschaftlichen Anbau, überwacht die Ananasproduktion.)

Der oberste Leiter der Staatsfarm wird nicht gewählt, sondern von der Partei eingesetzt. Ideologie, so sagt man mir, sei dem fachlichen Können untergeordnet. "Aber wir tun unser Bestes, richtiges Denken bei allen zu fördern!" Zur Unterhaltung gibt es Filmvorführungen, Fernsehen und Künstlergruppen, die von Saigon aus gastieren, Fußball und Volleyball. Am Rand der großen Straße, die durch die Staatsfarm verläuft, habe ich viele Straßenhändler und kleine Kioske beobachtet, in denen offenbar private Überschüsse angeboten werden; diese Art Handel, der auch in und um Hanoi herum eine wichtige Rolle spielt, scheint nicht totzukriegen zu sein; er blüht und grünt wie Unkraut (je nach Standort des Betrachters).

Ein Beispiel: ein Kilo Schweinefleisch kauft der Staat für 2,5 Dong; auf dem freien Markt gibt es dafür 4 Dong. - Und warum ist das so? - frage ich. Das sei, erstens, eine Frage des politischen Bewußtseins; man sei einfach noch nicht so weit; zweitens, und aus eben diesem Grunde, müsse man etwas tun, um die Leute zu ermutigen. Auch bei der Festsetzung der Löhne werden Unterschiede gemacht "zwischen denen, die harte Arbeit machen und denen, die leichte Arbeit tun". - Also Bezahlung nach Leistung wie bei uns in der kapitalistischen Gesellschaft, und nicht nach den Bedürfnissen? O nein, hier sei das

ganz anders, wird mir versichert, auch die Alten, Kranken und Schwachen würden auf dieser Staatsfarm versorgt. Der Sprecher hält dies für eine einmalige Errungenschaft des "sozialistischen Vietnam". Kader und Dolmetscher schauen mich ungläubig an, als ich ihnen von der Sozialversicherung in der Bundesrepublik erzähle. Von kibbutzähnlichen Communities in den USA hatten sie noch nie gehört; auf meinen Bericht hin, jeder werde dort nach seinen Bedürfnissen versorgt und nach seinen Fähigkeiten eingesetzt, erklärte mir Herr Ngoc halb lachend: "Das wäre ja Kommunismus!" (Sozialismus, daran gibt es an diesem Ort keinen Zweifel, ist Marxismus-Leninismus, der wissenschaftlich begründbare Weg zur kommunistischen Gesellschaft.) Jedenfalls mit Darwin, so wurde ich belehrt, habe dieses Entlohnungsprinzip nichts zu tun!

Notizen aus Saigon

Allein unterwegs in Ho-Chi-Minh-Stadt, wie das befreite und (als Hauptstadt Südvietnams) degradierte Saigon heute heißt. Wenn sich in Geschäften herausstellt, daß ich nicht aus der Sowjetunion oder aus der DDR komme (mein Englisch verrät mich rasch!), werde ich gern in Gespräche verwickelt. Manchmal versammelt sich eine kleine Gruppe um mich, Verkäuferinnen, andere Käufer. "Wie ich Ho-Chi-Minh-Stadt finde?" - Verlegen und besorgt, wegen des "großen Bruders", der alles sieht und vielleicht nicht unbedingt mich, aber meine Gesprächspartner in Schwierigkeiten bringen kann, weiche ich aus auf mehr persönliche Fragen, berichte von uns, von Problemen, die wir auch in unserem Land haben. "Was für Probleme?" - Zum Beispiel Arbeitslosigkeit, viele ausländische Arbeiter, die sich in unserer Gesellschaft fremd fühlen. "Auch Vietnamesen?" - Ich erzähle, was ich weiß: viel Hilfsbereitschaft am Anfang, aber Schwierigkeiten bei der Integration. Eines der Mädchen hat Freunde in den Vereinigten Staaten, ein anderes Verwandte im (westlichen) Ausland, Brüder, Schwestern aus einer großen Familie. Eine kluge junge Frau, Typ einer Intellektuellen, die viele Sprachen spricht und jetzt Deutsch lernen möchte, sieht keine berufliche Perspektive für sich. Wozu hat sie etwas gelernt? Auch ihre jüngeren Geschwister gingen nicht mehr gern in die Schule Plötzlich wird mir bewußt, daß wir vielleicht schon zu lange miteinander gesprochen haben. Wer hört uns hier zu, beobachtet uns? Ist nicht vielleicht auch eine "Kollegin" dabei, die diese Stimmung der Hoffnungslosigkeit als "Verrat" empfindet? Die Atmosphäre solcher Begegnungen hat etwas Bedrückendes. Was für ein Staat ist das, der seinen Bürgern so mißtraut? Und erzeugt er mit diesem Kontrollkomplex nicht gerade die Probleme, die er zu bekämpfen vorgibt? Menschen, die so überwacht werden, sinnen auf Auswege: Flucht oder Widerstand. (Oder, was nicht weniger schlimm ist: sie verfallen in Resignation und Gleichgültigkeit . . .)

Auch am Empfang des Hotels dieses unbehagliche Gefühl. Das freundliche Mädchen, das mir mit einer Auskunft über Drogerieartikel helfen will, macht

sich leicht verdächtig. Ich hatte nach einem Medikament gefragt, da fiel mir ein, daß ich bis jetzt nichts über Empfängnisverhütung erfahren hatte. Ja, die Pille wird propagiert, ist in Drogerien und ähnlichen Geschäften auch zu haben (ebenso "Monatshygiene", obwohl nicht "die üblichen Tampons, die für uns zu groß sind"). Die Regierung verteile die Pille kostenlos. Immer, wenn einer der jungen Männer, die den ganzen Tag in der Hotelhalle (wozu wohl?!) herumhängen, in unsere Nähe kommt, wechselt sie das Thema. Ich dachte zuerst, es hätte mit einem gewissen Gefühl für die Peinlichkeit des Themas zu tun. Das kann es auch gewesen sein, aber nun wußte ich ja, welche absonderlichen Blüten die Spionagefurcht treibt, und daß es regelrecht verboten ist, mit Vietnamesen "private Gespräche" zu führen. Es wurde mir also klar, daß jedes Gespräch mein Gegenüber in eine prekäre und mißverständliche Situation bringen kann.

Das an der Rezeption unterbrochene Gespräch wurde übrigens am nächsten Tag doch noch fortgesetzt. Das Mädchen hatte für mich Namen und Hersteller der Pille (aus der DDR) ermittelt (Nurynil). Sie sprach mich von sich aus an, wollte mir offensichtlich einen Gefallen tun, gab mir also diese "subversive Nachricht". Wie gern hätte ich sie zu einer Tasse Tee eingeladen. Aber die Konflikte und Schwierigkeiten, die sich für sie daraus vielleicht ergeben würden, konnte ich nicht verantworten

24. Oktober: Alltag in Hanoi

Im Unterschied zu Saigon fällt mir auf, daß ich hier freier atmen kann und daß ich mehr Augenkontakt habe mit den Menschen auf der Straße; sie schauen mich an, ich sie und manchmal gucken wir uns nacheinander um, unbefangen wie Schulkinder. Ich bin in einem vertrauten fremden Land. Nicht Eindringling in eine geschlossene Gesellschaft. Nie bin ich hier feindseligen Blicken begegnet wie in Cholon, als ich mit zwei Funktionären in einem roten Ford dorthin gefahren wurde. (Ich hätte genausogut mit Businessleuten im Cadillac in mexikanische Slums fahren können.)

Was ist das Besondere an Hanoi? - (Ich bin nicht wie viele Journalisten vor mir direkt aus Frankfurt oder Düsseldorf nach Hanoi gereist; nicht Zeil oder Kö, sondern arme Entwicklungsländer im Südpazifik waren mein Vergleichshintergrund!) - Diese Stadt hat ein Gesicht, eine unverwechselbare Identität, die gewachsen ist aus einer tausendjährigen Kultur, allen Zerstörungen zum Trotz, die sie immer wieder erleiden mußte; zuletzt durch amerikanische Bomber (doch davon habe ich wenig gesehen). Die Pagoden und Tempel, die Gärten und Seen sind das asiatische Erbe. Die Boulevards und Alleen, die

Wohnquartiere der Innenstadt, Verwaltungsgebäude, Museen und Plätze verkörpern nicht nur ein Stück Kolonialmacht, sondern auch eine Affinität zu französischer Kultur, die noch heute in Gesprächen mit älteren Vertretern der Literatur und Kunst spürbar ist, deren Einfluß aber nachzulassen beginnt. (Noch Ho Chi Minh war ein sprechendes Beispiel dafür.) Hanoi ist wie eine altgewordene Schönheit, die noch immer Bewunderung abnötigt. Was auffällt, ist die Gelassenheit und Sicherheit, mit der man als Ausländer und als Frau unterwegs sein kann, auch wenn es dunkel ist.

Im Unterschied zu Saigon, das eher an das verwestlichte Singapur oder Bangkok erinnert, ist Hanoi eine sehr vietnamesische Stadt. Doch die vielen Seen, die schattigen Alleen, überhaupt das viele Grün, die Parks und Pagoden, können einen vergessen machen, was Hanoi auch ist: die Metropole eines Entwicklungslandes mit über einer Million Einwohner, überfüllt und beengt; mit Verkehrs- und Versorgungsproblemen; mit alten und neuen Kriegssorgen; mit wirtschaftlichen Aufbauproblemen und einer unvorstellbaren Wohnungsnot. In den alten aus der französischen Kolonialzeit stammenden Quartieren sind die kleinen Häuser vollgestopft mit Familien; ehemalige Läden werden wie eine Bauernhütte bewohnt. Für junge Leute, die heiraten wollen, ist kein Raum in der Stadt, wenn die Familien nicht zusammenrücken. Wenn man abends durch die Straßen geht, nimmt man teil an ihrem Leben, das sich noch spät und bei Petroleumlicht vor den Türen und auf dem Pflaster abspielt oder im einzigen, nur von einer Glühbirne beleuchteten Raum hinter geöffneten Fenstern. Ein Trost, daß es allen gleich geht!

Aber geht es allen gleich? Es ist Gleichheit mit kleinen Unterschieden: da hat einer ein Motorrad oder eine Stelle bei einer Behörde, die ihn vom Kriegsdienst freistellt; da hat einer einen kleinen Garten im Hinterhof, ein Stückchen privates Land; da bewohnt ein anderer eine Neubauwohnung, und so weiter ... Ganz zu schweigen von denen, die aus Prinzip "gleicher" sind: höhere Funktionäre, besonders auch aus den "sozialistischen Bruderländern", die wie die Vertreter der UdSSR heute die frischlackierten Gebäude der ehemaligen Kolonialmacht übernommen haben und in gardinenverhängten Limousinen über die Boulevards gefahren werden ...

Anmerkungen:

- 1) Gizycki, R. von: Zukunftsvorstellungen vietnamesischer Studenten. In: Frankfurter Hefte 1 (1970), S. 9-17 und 2 (1970), S. 98-107.
- 2) siehe dazu: Gizycki, R. von: Widerstand in der Vierten Welt - Bericht über Emanzipationsbewegungen unterdrückter Völker. In: Frankfurter

Hefte 4 (1979), S. 75-78. Auch: Gizycki, R. von: Wohlfahrt oder Endlösung/ Materialien zur Situation der Bergvölker in Indochina und Thailand. In: Frankfurter Hefte 3 (1972), S. 175-184, und 4 (1972), S. 257-266. Weitere Veröffentlichungen der Autorin: Gizycki, R. von: Vietnam in diesen Tagen. In: Frankfurter Hefte 1 (1980), S. 2-3. - Vietnam heute - Eindrücke von einer Reise - Hanoi. In: Frankfurter Hefte 7 (1980), S. 31-39, und 8 (1980), S. 28-36.

**VERÖFFENTLICHUNGEN DES
HWWA-INSTITUT FÜR WIRTSCHAFTS-
FORSCHUNG-HAMBURG**

NEUERSCHEINUNG

Rolf Sutter

**NATIONALE WIRTSCHAFTSPOLITIK
UND INTERNATIONALE UNTERNEHMEN
IN MALAYSIA**

Schon wegen des Mangels an Kapital und technischem Wissen ist eine beschleunigte Industrialisierung in vielen Entwicklungsländern ohne die Unterstützung ausländischer Unternehmen schwer vorstellbar. In der vorliegenden Studie wird am Beispiel Malaysias überprüft, ob ein Entwicklungsland seine wirtschaftspolitischen Ziele mit Hilfe der üblichen Instrumentarien verwirklichen kann oder ob die Entscheidung für die Beteiligung ausländischer Unternehmen zwangsläufig den Verzicht auf eine eigenständige Entwicklung bedeutet.

Großoktav 368 Seiten, 1979, Preis brosch. DM 39,— ISBN 3-87895-183-3

VERLAG WELTARCHIV GMBH - HAMBURG